

Samuel König und der Pietismus in Bern : ein Beitrag zur vaterländischen Kirchengeschichte

Autor(en): **Trechsel, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Taschenbuch**

Band (Jahr): **1 (1852)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-118866>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Samuel König und der Pietismus in Bern.

Ein Beitrag zur vaterländischen Kirchengeschichte ¹⁾.

Von F. Trechsel, Pfarrer zu Bechigen.

Man macht zuweilen unserer bernischen Landeskirche den Vorwurf, seit den Tagen der Reformation sei sie fortwährend stabil geblieben und allmählig in eine Art von Todeschlummer versunken, aus welchem erst die mächtigen Erschütterungen der Neuzeit sie einigermaßen geweckt hätten. Es liegt darin wirklich etwas Wahres, das aber wenigstens in unsern Augen keinen Vorwurf begründet; wahr ist es nämlich, daß die Grundlehren des Evangeliums vom einigen Heil in Christo, wie die Reformation sie wieder ans Licht brachte, bis heute immerfort das Fundament unseres kirchlichen Gebäudes bilden und, so Gott will, auch in Zukunft bilden werden. Auf diesem einen Grunde jedoch, der da gelegt ist und außer welchem kein anderer gelegt werden kann, — soll unsere Kirche ferner eine evangelisch=christliche heißen, — hat sich im Laufe dreier Jahrhunderte gar Vieles geändert; man hat darauf gebaut bald mit Gold, Silber und edlen Steinen, bald mit Holz, Stroh und Stoppeln; Einiges hat das Prüfungsfeuer der Zeit bestanden, Mehreres ist gefallen und als untüchtig erfunden worden; es sind Rückschritte geschehen,

¹⁾ Als Quellen benutzte der Verfasser zu dieser Arbeit die handschriftlichen Sammlungen hieher bezüglicher Aktenstücke von Gruner, v. Wattenwyl, Schärer, Ruhn und Andern; ferner eine treffliche aktenmäßige Darstellung des verstorbenen Hrn. Alt-Rathsherrn Zeerleder von Narwangen und neben andern meist gleichzeitigen Druckschriften besonders die sehr seltene „Kurze Apologie oder Schutzschrift der Pietisten zu Bern in der Schweiz von Samuel Guldin (Philadelphia 1718), welche auch die „Relation der Religions-Kommission“ enthält.

die zu Fortschritten führten, und Fortschritte, die sich erst durch lange, gewaltsame Rückwirkungen hindurch Bahn brechen mußten; Stürme und Bewegungen haben in unserm kirchlichen Leben stattgefunden, von denen das heutige Geschlecht im Ganzen kaum etwas weiß, so sehr auch ihre Verwandtschaft und Aehnlichkeit mit manchen Erscheinungen der Gegenwart in die Augen fällt. Als Belege und Beispiel hierzu diene die Geschichte des Mannes, dessen Lebensbild wir in den folgenden Blättern zu zeichnen gedenken.

Samuel König, geboren um 1670, war der Sohn des gleichnamigen Pfarrers von Gerzensee und gewesenen Helfers zu Bern. Er studirte nach väterlichem Vorgange Theologie und zeichnete sich durch den Reichthum und die Allseitigkeit seiner Kenntnisse so sehr aus, daß er noch lange nachher als „ein Wunder von Gelehrsamkeit, welches in allem Wißbaren seines Gleichen suche,“ gepriesen und angestaunt wurde; dagegen scheint ihm die Gabe des scharfen, klaren, nüchternen Urtheils und der wissenschaftlichen Kritik in minderm Maße eigen gewesen zu sein. Seine Studien betrieb er hauptsächlich in Bern, wo damals eine besondere Vorliebe für die morgenländischen Sprachen herrschte; aber auch zu Zürich hielt er sich einige Zeit auf und schrieb daselbst seine Erstlingsarbeit, eine theologische Abhandlung, welche er im Oktober 1692 unter dem Voritze des berühmten J. H. Heidegger öffentlich vertheidigte. Eine akademische Reise nach Holland und England bot ihm vielfache Gelegenheit, durch Umgang mit den Theologen und Orientalisten beider Länder seine Kenntnisse zu erweitern, und daß er sie mit Fleiß benutzte, bezeugen seine nachherigen gelehrten Schriften, obschon man ihn allzu freigebig mit dem Titel eines „Orientalisten ersten Ranges“ beehrt hat. Auf dieser Reise aber — und dadurch wirkte sie entscheidend auf seinen fernern Lebensgang — kam er auch mit gewissen mystischen Richtungen damaliger Zeit in Berührung; zu London war es, wie er selbst sagt, daß er durch das Lesen englischer Bücher auf die Lehre vom tausendjährigen Reiche Christi und insbesondere zur Ueberzeugung geführt wurde, dasselbe müsse noch vor dem jüngsten Gerichte auf Erden eintreten, und

in diesen chiliaistischen Ideen und apokalyptischen Forschungen bekräftigten ihn nachher die Schriften des frommen und geistreichen, aber schwärmerischen Joh. Wilh. Petersen, welcher eben damals solcher Ansichten wegen seines Amtes als Superintendent zu Lüneburg entsetzt worden war ²⁾.

Nach Bern zurückgekehrt meldete sich König zur Prüfung und Aufnahme ins Predigtamt. Die Letztere konnte wohl keinen Anstand finden; es war jedoch damals keineswegs ein klar bewußter, innerer Beruf, eine wahre Neigung zum geistlichen Stande und Amte, was ihn bewog, sich demselben zu widmen; seine Gedanken und Hoffnungen zielten gar viel höher hinaus, seines Herzens Wünsche waren auf Gelehrsamkeit, Glanz und berühmten Namen gerichtet; bekannte er doch nachmals unverholen: „Ich haßte und verachtete vor Zeiten den Predigtdienst, schnappte nach höhern Dingen in meiner Fleischesweisheit; aber es hat mir mein Gott ein Anderes gezeigt und mir diesen Beruf ohne mein Gesuch auferlegt, den ich auch mit Freuden angenommen.“ — So mochte es denn wohl nicht ganz seinen Wünschen entsprechen, daß er von seinem geistlichen Obern, dem Präpositus des Klosters oder Candidatenkonvikts, welchem die Besorgung des Gottesdienstes in der Spitalkirche zum heil. Geiste oblag, zum Spitalprediger ernannt wurde. Gleichwohl gewährte ihm diese Stellung den Vortheil, daß er als Prediger sich in der Stadt bekannt machen, seine gelehrten Studien länger und bequemer fortsetzen und die Gelegenheit zum Eintritte in die akademische Laufbahn abwarten konnte. Wirklich predigte er nicht ohne Beifall; besonders unter der sehr zahlreichen Studentenschaft hatte er eine Menge Zuhörer. In seinen Vorträgen scheute er sich keineswegs, seine Lieblingsidee vom tausendjährigen Reiche Christi gelegentlich zu berühren; war es ja doch, wie er arglos dachte, eine von den Theologen für problematisch erklärte aber nie geradezu verworfene Lehre, die zudem manche biblische Stellen und sogar gelehrte Autoritäten für sich aufweisen konnte. Gegen

²⁾ Man sehe über ihn Hagenbach: Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation. Th. 5. S. 158 ff.

die sogenannten Pietisten war er von Anfang an ungünstig, ja fast feindlich gestimmt, weil man ihm manches Nachtheilige über sie bereits nach London geschrieben und bei seiner Rückkehr erzählt hatte, vielleicht auch deswegen, weil sie auf gelehrte Bildung, die ihm so hoch stand, verhältnißmäßig nur geringen Werth legten.

Auch in der Schweiz und in Bern nämlich war seit Kurzem eine religiöse Bewegung entstanden, genau verwandt mit derjenigen, welche durch Ph. Jak. Spener veranlaßt ungefähr zu gleicher Zeit das protestantische Deutschland ergriffen hatte. Der Pietismus — denn so nannte man zunächst spottweise die neue Richtung — war eigentlich überall nichts Anderes, als ein Erwachen des tiefern religiösen Sinnes, eine Umkehr der Gemüther zu lebendiger, praktischer Frömmigkeit im Gegensatze zu bloßem Buchstabenglauben und äußerlichem Kirchenthum, wie es mehr oder minder fast allenthalben in den deutsch-evangelischen Ländern herrschend geworden war. Ueber der Aehnlichkeit darf man jedoch die Verschiedenheit nicht außer Acht lassen; dieselbe Erscheinung konnte unter verschiedenen örtlichen und geschichtlichen Verhältnissen nicht überall ganz gleich auftreten, mußte namentlich in der lutherischen und in der reformirten, ja in jeder einzelnen Partikularkirche eine etwas andere Gestalt und Färbung annehmen und wir müssen demnach, um das Eigenthümliche des reformirt-bernischen Pietismus näher kennen zu lernen, ein wenig weiter ausholen und uns den Entwicklungsgang und damaligen Zustand unserer Kirche kürzlich ins Gedächtniß rufen.

Unter allen protestantischen Landeskirchen war vielleicht keine ursprünglich so rein und ganz auf dem Grunde des Evangeliums mit Ausschließung alles gesellichen Wesens und menschlicher Zuthat erbaut worden, wie die bernische. Die berühmte Berner-Synode von 1532 hatte von vorneherein und wiederholt den stärksten Nachdruck darauf gelegt, „daß die ganze Lehre der einige Christus sei“ und „was solchen Verstand und Inhalt nicht mit sich bringe, den Namen einer christlichen Lehre nimmermehr verdiene;“ sie hatte eindringlich davor gewarnt, „von Gott viel zu reden auf

heidnische Art anstatt im Hinblick auf Christum, weil dadurch das Volk nur immer ärger und ungläubiger werde, wie die Heiden, welche bei vielem Geschwäg von einem natürlichen Gott doch nichts von ihrem gnädigen Vater im Himmel vernommen, ihn daher auch nicht als Gott verehrt hätten, bis ihnen Christus verkündigt und von ihnen geglaubt worden sei.“ Auch die Prediger sollten daher „Christum einzig und allein predigen, damit sie nicht erfunden würden als Gesetz- und Weltprediger, die da lehren ihre eigenen vernünftigen Gedanken und als falsche Diener vom Herrn verworfen werden; denn für uns — Christen aus den Heiden — sei in Christo ohne Gesetz Erkenntniß der Sünde“ u. s. w. zu suchen; lehre man hingegen nur durchs Gesetz die Sünde erkennen, „so sei es nichts als Tod und kaltes Ding ohne Leben.“ — Leider war es aber der bernischen Kirche nicht vergönnt, in diesem frei evangelischen Grunde zu wurzeln und sich in ihrer eigenthümlichen Richtung fortzuentwickeln. Nur zu frühe mitten in die dogmatischen Strömungen und Bewegungen der Zeit hineingerissen, mußte sie wie keine ihrer Schwesterkirchen die Kämpfe der mancherlei reformatorischen Ansichten und Lehrweisen mit- und durchkämpfen³⁾, bis sie endlich, ihres unterscheidenden Charakters größtentheils beraubt, in dem allgemeinen Bekenntnisse der schweizerisch-reformirten Kirchen, wie es von Bullinger formulirt wurde (1566), vorläufig ihre Ruhe fand. An dieser Form der Rechtgläubigkeit hielt man sich aber auch um so fester, je mehr Streit, Mühe und Unruhe es gekostet, bis dahin zu gelangen; statt sie daher frisch, flüchtig und lebendig in den Gemüthern zu erhalten und sie als Nahrungsquelle der Frömmigkeit zu betrachten, ging die Tendenz der Zeit vielmehr dahin, sie rein und unverfälscht zu überliefern, gegen Mißverständnis und Irrthum zu verwahren, mit stets größerer Schärfe auszubilden und zu befestigen; dadurch wurde der Glaube der

³⁾ Hundeshagen: Die Konflikte des Zwinglianismus, Lutherthums und Calvinismus in der bernischen Landeskirche von 1532 bis 1558. Bern 1842.

Kirche nach und nach eine Sache der Schule und des Wissens weit mehr als des Herzens und des Lebens. Natürlich mußten daher die schärfsten Ausprägungen, die consequentesten Auffassungsweisen des Lehrbegriffs am liebsten Eingang finden, und von keiner andern galt dieß so sehr wie von Calvins strenger, tiefsinniger Lehre von der unbedingten göttlichen Gnadenwahl. Dieses Dogma, welches eigentlich die Spitze und der spekulative Abschluß des theologischen Systems hätte sein sollen, wurde nun in der reformirten Kirche mehr und mehr zur Grundlage und zum Mittelpunkte des Glaubens erhoben, während der unmittelbar praktische Inhalt des Evangeliums, das Wort vom Kreuze und von der Versöhnung, in den Hintergrund zurücktrat. So geschah es auch in Bern trotz anfänglichen heftigen Widerstandes; die calvinische Lehre von der Gnadenwahl gewann immer höhere, immer ausschließlichere Geltung; sie wurde von den Berner-Theologen, uneingedenk der Grundsätze ihrer Synode, als Fundament christlicher Wahrheit mit Eifer vertheidigt, von Beza und Abr. Musculus gegen Sam. Huber (1588) durchgesetzt, von Dr. Mark. Rütimeyer zu Dortrecht gegen die Arminianer (1618) aufrecht erhalten. Selbst die in der Sache ganz übereinstimmende, nur in der Form etwas gemilderte Lehre der französischen Theologen von Saumur fand keine Gnade; man fürchtete — wie es wirklich in Genf und später zu Lausanne der Fall war — eine laxere Glaubensansicht könnte unter diesem Aushängeschild in die Kirche eindringen; man stellte ihr daher nicht bloß Verbote, sondern sogar eine neue Bekenntnisschrift, die von Heidegger, Gernler und Turretin (1675) verfaßte Consensformel entgegen — und diese Schrift, welche das reformirte Dogma auf die äußerste, schneidendste Spitze trieb und mit der Göttlichkeit jedes Buchstabens im jetzigen Bibeltexte auch die ewige, unbedingte Vorherbestimmung jedes Menschen entweder zur Seligkeit oder zur Verdammniß als Glaubenswahrheit festsetzte, mußte fast fünfzig Jahre lang von allen bernischen Geistlichen an Eidesstatt unterschrieben werden.

Augenscheinlich war dieß der Weg nicht, um wahre,

lebendige Frömmigkeit zu pflanzen und zu nähren; Rechtgläubigkeit und rechter Glaube sind bekanntlich zwei Dinge und doch gewöhnte man sich, sie zu verwechseln und auf das Bekenntniß der reinen Lehre fast alles Gewicht zu legen. Die Masse der bernischen Geistlichkeit begnügte sich mit einem zähen, eifrigen Festhalten der angenommenen und eingelernten Schultheologie, deren ursprünglich tiefen Sinn die Meisten kaum mehr verstanden, geschweige denn mit dem Herzen geglaubt und innerlich erlebt hatten. Es gab einzelne Ausnahmen, zu denen besonders der ehrwürdige Dekan Thormann in Lüzelflüß gehörte, im Ganzen aber war die Verweltlichung des geistlichen Standes zu Stadt und Land auffallend und allgemein. Die Prediger der Hauptstadt trugen es hoch und stolz, strebten nach Kredit, Einfluß, Gunst bei der Regierung und beim Publikum, mischten sich nicht selten in Staatsgeschäfte und politische Intriguen. Wie es auf dem Lande ausah, erfährt man am Besten aus dem Läufer-Memorial des Kirchenkonvents von 1693, also aktenmäßig und von geistlicher Seite: Nicht nur, heißt es dort, fehle es manchen Predigern an der rechten Lehrhaftigkeit, Selbsterfahrenheit und Salbung, sondern auch an evangelischer Einfalt, Demuth, Selbstverläugnung, Geduld und Gutthätigkeit; sie trügen mehr Sorge, ihre Gefälle einzutreiben und vortheilhaft anzubringen, als ihr Amt gewissenhaft zu verrichten; der Geiz sei bei Etlichen so groß, daß sie sich mit armen Kirchengenossen um eine Primizgarbe erzankten und auf offenen Märkten bei ihren Kornbütten sich hinstellten; nicht selten gäben sie damit Uergerniß, daß sie ohne Noth unter den Bauern in Wirthshäusern und bei Mahlzeiten sich einfänden und dann oft weder in Worten noch in Werken sich geistlich betrügen; man wisse auch im Publikum gar wohl, daß die Prediger bei ihren Zusammenkünften sich selten von geistlichen und erbaulichen Dingen, sondern von ihrem Pfrundeinkommen, Nutzen oder Schaden besprächen u. d. m. — Dekan Nöthinger erzählte später, es sei ihm als Vikar im Aargau in Gesellschaft seiner Amtsbrüder öfters gewesen, als befände er sich unter Räubern. Unter so bewandten Umständen kann man sich leicht denken,

in welchem Sinne und mit welchem Segen das Predigtamt größtentheils verwaltet wurde. Selbst ohne lebendigen Glauben wußte die Mehrzahl der Geistlichen mit ihrer Schultheologie auf der Kanzel wenig anzufangen; mit dogmatischen Formeln ließen sich die hungerigen Seelen nicht abspeisen und keine Früchte der Erbauung und Besserung wirken. In diesem Gefühle sah man sich nach Surrogaten um, welche man, nach dem Vorbilde der englischen, meist „arminianisch“ gefärbten Prediger, im strengen Einschränken christlicher Pflichten und Lebensregeln zu finden wähnte. Während daher auf lutherischen Kanzeln vorzugsweise der sogenannte Glaube getrieben, d. h. dogmatisirt und polemisirt wurde, machte sich dafür bei uns die Buß-, Moral- und Gesetzespredigt desto breiter und auf einem merkwürdigen Umwege drang dasselbe gesetzliche Element mit Macht wieder in unsere Kirche, welches ursprünglich so entschieden von ihr ausgeschlossen worden und welches überhaupt so ganz und gar nicht zu ihrem Charakter zu passen schien. — Wie der Inhalt so war auch die Form wenig auf das Bedürfniß der Gemeinden berechnet; die Schule galt wiederum mehr als das Leben, das Mittel mehr als der Zweck, die Methode mehr als die wirkliche Erbauung; es schien fast, als ob die Gemeinde um der Predigt — nicht die Predigt um der Gemeinde willen da wäre, so knechtisch hielt man sich an die homiletische Schulregel, nach welcher beinahe einzig über den Werth der Predigten geurtheilt wurde. Natürlich führte dieß zu Künsteleien und Uebertreibungen; man wollte z. B. das Wort recht theilen und jeden Text mit erschöpfender Gründlichkeit behandeln; darum wurde mitunter über einzelne Bibelverse Jahre lang gepredigt: wir haben u. A. von Dekan Strauß eine Reihe von zwanzig Predigten über denselben kurzen Text Matth. 19, 16. und Andere sollen es auf diese Art sogar bis auf hundert gebracht haben. Wie viel Fremdes und Ungehöriges mußte da herbeigezogen, wie wenig konnte das Volk zum fruchtbaren Lesen und Verstehen der Bibel angeleitet, wie wenig ihm die ganze Fülle der Schrift eröffnet werden! — Auch die Seelsorge lag begreiflich schwer darnieder; das bereits erwähnte Akten-

stück klagt, daß die Besuche und Unterweisungen von Haus zu Haus unterlassen wurden, daß die Prediger sich gegen gemeine Leute öfters stolz und unfreundlich betrugten; es mochte wohl Aehnliches wie in Basel vorkommen, wo ein Pfarrer einige Gemeindegengenossen, die sich bei ihm über ihren Seelenzustand zu berathen wünschten, „Galgenbuben“ schalt und mit schnöden Worten fortwies ⁴⁾. — Unter dem Volke herrschte daher große Unwissenheit und Aechellosigkeit, Fluchen und Schwören, Entheiligung des Sonntags, Lug und Trug, üppiges und unmäßiges Leben in Wäldern und Wirthshäusern, „deren — wie es damals hieß — bald an allen Orten angetroffen und den Bauern gleichsam vor die Nasen gesetzt worden.“ Nichts ist bezeichnender für den kirchlichen und sittlichen Zustand des Landes, als daß einerseits die Wiedertäufer trotz alles schweren Druckes und aller Verfolgung doch immer neuen Zuwachs erhielten und daß anderseits in der Waadt ein eigentliches, förmliches Räuberwesen sich ausgebildet hatte. Es fehlte nicht an häufigen Sittenmandaten und kirchlichen Verordnungen, aber das Gesetz bleibt todt und unzureichend ohne den Glauben, welcher belebt, und die Liebe, welche bessert.

Dieser beklagenswerthe Zustand, dieses innerlich erstorbene Wesen der Kirche mußte wohl nachgerade vielen ernstgesinnten Gliedern derselben auffallen und eine Rückwirkung, ein Erwachen und Verlangen nach größerem Leben hervorrufen. Es ist keineswegs nöthig, ja historisch unmöglich, den Ursprung des schweizerischen und bernischen Pietismus von einem direkten Einfluß der Spenerschen Schule, von einer Art pietistischer Propaganda herzuleiten. Wohl mochten Nachrichten über die kirchlichen Vorgänge in Sachsen dazu beitragen, das Auge für die heimischen Gebrechen und Zustände zu schärfen; — wohl mochten durch Reisende, wie z. B. einen gewissen Theodor Wolters aus Lüneburg und einen von Zürich vertriebenen Candidaten Hans Georg Ziegler, Einzelne religiös angeregt werden; Alles das einzig jedoch hätte eine so tiefgreifende geistige Bewegung schwer-

⁴⁾ Hagenbach a. a. O. Th. 5. S. 180.

lich je zu Stande gebracht. Vielmehr waren es ähnliche Ursachen und Zustände, welche in Deutschland und in der Schweiz gleiche Wirkungen zur Folge hatten. Oder kann es befremden, daß vor Allem aus jüngere Männer, deren Gemüther noch nicht durch lange Gewohnheit gegen das hergebrachte Unwesen abgestumpft waren, die zudem Bildung, Ernst und Unbefangenheit genug besaßen, um Vergleichen zwischen Ideal und Wirklichkeit anzustellen, ihre eigene wie die allgemeine kirchliche Noth mit Schmerzen erkannten? So sehen wir bereits im Jahr 1689 vier Studierende der Theologie, Sam. Guldin, Jak. Dachs, Sam. Schuhmacher und Christoph Luz auf ihrer Reise nach Genf den Vorsatz fassen, christlich und einträchtig zu leben und sich täglich durch gemeinsames Gebet und Gottesdienst zu stärken. Diesem Vorsatz blieben sie in Genf getreu und eine schwere Krankheit des Letztgenannten trug noch mehr dazu bei, sie in ihrer ernstern religiösen Richtung zu befestigen. Später kam Luz mit Andern auch nach Leipzig, wo er einige Tage im Hause eines gewissen Kirch verweilte und allerdings von Spenerisch-pietistischen Einflüssen berührt werden mochte. Heimgekehrt traten sie bald ins Predigtamt, Guldin zu Stettlen, Dachs zu Holderbank, Schuhmacher zu Melchnau und Luz als Oberspitalprediger. Je gewissenhafter sie es aber mit ihrem Amte nahmen, desto mehr machten sie sich Bedenken, ob sie es in ihrem dermaligen Seelenzustande mit Frucht und Segen würden verwalten können, — desto mehr trieb es sie ins Gebet und zur heiligen Schrift, bis sie endlich ihrer Wiedergeburt — Schuhmacher bestimmt die seinige nach pietistischer Art auf Weihnacht 1692, Guldin auf den 4. August 1693 zwischen 9 und 10 Uhr Morgens — gewiß und nun mit großer Freude und Kraft zu ihrem Tagewerke erfüllt wurden. In ihre Fußstapfen trat nach einiger Zeit auch Joh. Müller, seit 1697 Pfarrvikar zu Belp, ein wahrhaft frommer Mann, wie selbst ein Gegner der Pietisten ihm bezeugen mußte. Statt des gewöhnlichen Moralisirens drangen sie nun auf lebendigen Glauben an Christum, predigten von seiner Liebe und Versöhnung, die uns zur Buße und Herzenshingabe einlade, und stellten sich

somit ganz und gar auf den Standpunkt, welchen die alte Berner-Synode als den einzig wahrhaft christlichen empfohlen hatte. Darin unterschieden sie sich zugleich am Meisten von der lutherisch=pietistischen Partei, welche gegenüber der — freilich nur todten — Glaubenspredigt, dem Dogmatisiren ihrer Orthodoren mehr das lebendige Christenthum der Werke einschärfte und oft nicht ferne war, in eine neue Art von Geselzlichkeit und Werkheiligkeit zu verfallen. Von der Zwangsjacke der Methode machten sie sich immer mehr frei, predigten aus dem Herzen statt aus Büchern, bedienten sich dabei zum Theil des Volksdialekts und waren nicht wählerisch im Ausdrucke, so daß manchmal wohl auch unpassende Redensarten, wie „Behüt Gott, Welt! Behüt Gott, Sünd! Behüt Gott, Teufel!“ — mit unterliefen. Dabei nahmen sie sich der Jugend, der Seelsorge, der Kranken, der Kirchenzucht mit Eifer an, redeten freundlich, liebevoll und erbaulich mit den Leuten auch bei nicht amtlichen Anlässen, theilten christliche Schriften aus, welche sie zuvor durch einen Theologen approbiren ließen. Als Luz nach Steitlen befördert wurde, bewog er seine Chorrichter, vor der Abendmahlsfeier in den Häusern Umgang zu halten und die Bewohner durch Unterweisung und Ermahnung zu einem würdigen Sakramentsgenusse vorzubereiten. Das Volk, von ihrem Ernst und der Wärme ihres Vortrags angezogen, strömte ihnen schaarenweise selbst aus andern Gemeinden und aus großen Entfernungen zu; es half wenig, daß sie wiederholt die Leute an ihre Seelsorger wiesen und daß schon 1696 ein obrigkeitlicher Befehl das sogenannte Geläufe untersagte. Einzelne ihrer Zuhörer wurden auch von einem unwillkürlichen Zittern befallen; man nahm dieß für ein Zeichen der Sündenangst und Buße; der gemeine Mann bildete sich darüber nach seiner Gewohnheit abergläubische Vorstellungen und Regeln, obschon die Prediger selbst eben so sehr vor Ueberschätzung als vor leichtfertiger Verwerfung dieser für sie räthselhaften Erscheinung warnten. Gottesdienstliche Privatzusammenkünfte hielten sie, wie es scheint, keine und begünstigten sie eben so wenig, wenn sie von Andern angestellt wurden. Müller mahnte die Leute zu Niedermühlern in Bei-

sein eines Chorrichters ab, als sie sich Samstags oder Sonntags zu zahlreich versammeln wollten; und da ein gewisser Afarias oder Karl Anton Büntiner, Student der Theologie, zu Bantigen Conventikel hielt, wies ihn Luz deswegen ernstlich zurecht mit dem Bedeuten, er thäte besser, zu studiren und die Bibel zu lesen. Hingegen fingen die Geistlichen an, unter sich in Pfarrconferenzen zu brüderlicher Besprechung und Erbauung zusammenzukommen, wie dieß namentlich zu Stettlen, Bichigen, Worb, Wyl und Höchstetten geschah.

Aber auch in der Hauptstadt griff die religiöse Bewegung unter allen Ständen stark um sich. Vorzüglich die Studierenden und Kandidaten der Theologie zeigten einen sonst sehr ungewohnten Ernst und eine frömmere Richtung des Gemüths. Unter den Erstern wird bereits der durch sein gesegnetes späteres Wirken so ausgezeichnete Sam. Luz oder Lucius erwähnt. Der Kandidat Abr. Fueter, durch Kränklichkeit an der Uebernahme eines Kirchendienstes verhindert, gab sich dafür Mühe, denen die ihn zu Hause besuchten — es waren besonders Leute aus der arbeitenden und dienenden Klasse — mit geistlichem Rathe und Troste an die Hand zu gehen. Nicht minder verbreitete sich in den höhern Kreisen der Burgerschaft und des Patriziats ein eigenes christliches Leben, zumal unter den Frauen und dem jüngern Geschlechte. Man findet z. B. junge Männer aus den Familien von Wattenwyl, von Muralt, Stürler, Bucher, Engel u. s. w. und Frauenzimmer aus den Geschlechtern Hübner, Haller, May als Anhänger des Pietismus bezeichnet. Bei den Lektoren fand man sich zuweilen, obwohl nicht regelmäßig und unverabredet, zusammen; es wurde irgend ein religiöser Gegenstand verhandelt, wohl auch gelesen, gebetet, gesungen. — Allerdings ist es nicht zu läugnen, daß hier und da ungesunde Elemente der Sache sich beimischten; allein dieß darf eben so wenig auffallen, da in der Regel jeder wohlberichtigte, lange darnieder gehaltene Trieb bei seinem Erwachen leicht über die Schranken hinaustritt und sich in Auswüchsen Luft macht. Die Lehre vom tausendjährigen Reiche Christi und Anderm fand ziemlich viel

Anklang; man drang ferner mit Recht auf die Nothwendigkeit der Wiedergeburt, welche aber, wie man meinte, allemal in einem schwerern sogenannten Bußkampfe und in einem plötzlichen, zeitlich bestimmbaren Durchbruche zu Licht und Frieden bestehen müsse. Einige gingen so weit zu behaupten, die Wiedergeborenen könnten es endlich dahin bringen, gar nicht zu sündigen und statt alles andern Gebetes, „dessen sie nicht mehr bedürften, nur Dank zu sagen.“ Mancher davon hatte seine Quelle in mystischen, zum Theil verbotenen Schriften, die aber nur um so eifriger gesucht und gelesen wurden, ja zu deren Herausgabe man sogar durch Geldspenden mitwirkte. Dahin gehörten vorzüglich die „Offenbarungen“ der englischen Visionärin und Stifterin der „Philadelphischen Gesellschaft“, Jane Leade, und die dunkeln, tiefsinnigen Spekulationen des „deutschen Philosophen“ Jakob Böhme. Einzelne Stimmen erhoben sich zudem gegen den Nutzen und die Nothwendigkeit gelehrter Studien und überdies muß man zugeben, daß über die Geistlichen des alten Schlages nicht immer mit der gehörigen Mäßigung und Milde geurtheilt, ihr Dienst, weil sie nicht wiedergeboren seien, oft in Bausch und Bogen als unfruchtbar und ungesegnet verworfen wurde.

König war beim Antritte seiner Spitalpredigerstelle, wie schon gesagt, den Pietisten nichts weniger als gewogen. Indessen sah er bald, daß man ihnen in Vielem Unrecht thue und daß sie im Ganzen die Leute nicht seien, wie man sie ihm beschrieben hatte. Er nahm daher bei vorkommenden Anlässen ihre Partei und neigte sich immer mehr zu ihnen, so daß er mit seinen eigenen Verwandten darüber in Uneinigkeit gerieth, das Haus verließ und von alt Landvogt Niklaus Rodt, von Interlaken, einem sehr biedern und frommen Manne, in das seinige aufgenommen wurde. Die neuen Freunde suchten ihn durch Geschenke und Liebesbeweise zu entschädigen, was ihm nochmals den eben so gehäßigen als lächerlichen Vorwurf zuzog, er habe sich von den Pietisten durch Geld gewinnen lassen. In seinen Predigten erhob er sich mit steigendem Eifer gegen das todte Gesetzeswesen, die veräußerlichte, weltförmige, convenienz-

mäßige Frömmigkeit, wobei er vielleicht zu jugendlich fest und rücksichtslos die Wurzel des Uebels, nemlich die großen Mängel des Predigtamtes und des Kirchenregiments, angriff. So tadelte er einst von offener Kanzel das Verfahren bei den Pfarrwahlen, indem man vorher nicht bete, wie in der ersten Kirche, sondern mit Ränken umgehe und sich gegenseitig abfinde: „Thue du mir diesen in die Wahl, so will ich dir jenen hinein thun.“ — Ein andermal erbat er sich von seinem „Freunde Jesu“ das „Freundesstück,“ daß er seinen Brüdern im Amte die Gnade gebe, ihre Schafe nicht mehr durch Umwege, sondern auf dem geradesten, kürzesten Wege zu Christo zu führen, und zwar nicht nur den halben Weg durch so viele tausend Regeln bis ins „Gestüchel“ oder Getümmel hinein, wo man sie dann stehen lasse und ihnen dadurch das Christenthum verleide. — Neben seinen Predigten hielt er auch Collegien, vermuthlich biblisch-erbauliche und für Studirende berechnet, nach Speners Vorgange, in welchen er seine Ideen vom tausendjährigen Reiche noch unverholener aneinander setzte und dafür seine Zuhörer und jüngern Freunde, namentlich Jakob Anecht und Burkard Fellenberg, zu gewinnen wußte.

Einen Augenblick schien die pietistische Richtung wirklich das Uebergewicht zu erlangen. Daß sie in manchen Punkten Recht habe, mochte selbst ein Theil der Regierung sich nicht verhehlen und mehrere einflußreiche Magistraten standen entschieden auf ihrer Seite. Zwei Behörden insbesondere repräsentirten gleichsam die Parteien und lagen insgeheim und offen wider einander zu Felde. Der Schulrath, die akademische Aufsichtsbehörde, einerseits wurde von weitem und freiem Ansichten geleitet und bewies sich daher geneigt, engherzigen Verfolgungen entgegenzutreten. Präsident desselben war der Deutschseckelmeister Joh. Bernhard von Muralt, ein Nachkomme der ausgewanderten evangelischen Locarnes⁵⁾; unter den Mitgliedern befanden sich Landvogt Rodt, Königs besonderer Gönner, ferner der

⁵⁾ Ferd. Meyer: Die evangelische Gemeinde in Locarno. Zürich 1836. Th. 2. S. 326 ff.

Welschseckelmeister Eman. Steiger und andere durch Mäßigung und Bildung ausgezeichnete Männer. Ihnen gegenüber hatte die Orthodorie ihren Anhalt am Kirchenconvent, bestehend aus der Stadtgeistlichkeit, nämlich dem obersten Dekan J. K. Strauß, den Pfarrern Bachmann und Ehen, den Professoren der Theologie Dav. Wyß und J. K. Rudolf u. s. w. Dieser vertrat um so entschiedener das alte System, als er sich durch die jüngere Schule zum Theil noch persönlich gekränkt und in seinem Ansehen und Einflusse bedroht sah. Gewisse Vorfälle lassen aber ziemlich darauf schließen, daß man von oben herab dem Hochmuth und der Herrschsucht der höhern Geistlichkeit gram war, daß man sie daher zu demüthigen und in ihre Schranken zu weisen wünschte und den schreiendsten Uebelständen abzuhelfen gedachte. Der Convent erfuhr deshalb eine Reihe empfindlicher Zurücksetzungen, während der Schulrath das volle Zutrauen der Regierung genoß. Im März 1694 z. B. erging vom Großen Rathe der Zweihundert an den Schulrath und nicht etwa an die Geistlichen der Auftrag: „Da das Predigtamt heutzutage sich immer mehr der Redekunst annähern wolle, zu untersuchen, ob es nicht bloßerdingß auf die Auslegung der heiligen Schrift zurückzuführen sei?“ — Als im Herbst darauf der Professor der griechischen Sprache, Elisäus Malacrida, Guldins Schwager, unrichtiger Meinungen wegen zum zweiten Male in Verdacht gerieth, entzog man die Untersuchung auffallender Weise sowohl dem Convente als auch dem Chorgerichte und übertrug sie wiederum dem Schulrathe, auf dessen Bericht, unterstützt durch die Bemühungen vielvermögender Gönner, der Angeschuldigte freigesprochen und aller seiner Ehren verwahrt wurde. Auch der Versuch des Convents, den Schulrath von der Mitwirkung bei den Candidateneramen zu verdrängen, scheiterte völlig, indem der Erstere „aus wichtigen Ursachen“ im Unrechte erfunden ward. Im Jahre 1696 hatte der Convent den Pfarrer Guldin vor seine Schranken beschieden und censurirt; ja es war ernstlich davon die Rede, ihn nach Gebenstorf, an die äußerste Grenze des Aargau's, zu versetzen; welcher ein Schlag für die geistlichen Herren, als dieser nämlich Guldin nach dem Hinscheide

des Dekan Strauß am 21. Dezember die Helferstelle in Bern erhielt, dadurch von Amtswegen selbst Mitglied des Convents wurde und die Bahn betrat, welche nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge zu den höchsten kirchlichen Würden führte! Desto größer war der Jubel und die Hoffnung seiner Freunde; Luz schrieb darüber nach Zürich: „Gott sei gelobt, der Wunder thut! Er salbe den, so er geordnet hat! Wie wird das tönen in den Ohren der Widerwärtigen: Der Erzsektirer ist nun Stadtprediger und ein Mitglied des hiesigen Ministerii und Convents. — So ist der Stein, den die Bauleute verworfen, zu einem köstlichen Stein geworden.“ — Bald begann Guldin dem Dekan Bachmann, dem sonst anerkannt besten Prediger in Bern, den Rang streitig zu machen; Alle, die sich durch die andern Geistlichen nicht erbaut oder geärgert fühlten — und deren waren nicht wenige — sammelten sich um König und den jungen Helfer; die eine Hälfte der Stadt, hieß es, sei Bachmannisch, die andere Guldinisch.

Es war indessen eine kurze und voreilige Siegesfreude. — Im Frühjahr 1696 waren mehrere Reisende von Leipzig und unter ihnen ein junger Kirch, Sohn desjenigen, in dessen Hause Luz Aufnahme gefunden, nach Bern gekommen. Sie befanden sich angeblich auf einer Wallfahrt nach Jerusalem und hatten einen Brief von Mag. Frank — ohne Zweifel Aug. Herm. Franke, dem Stifter des Hallischen Waisenhauses — an Pfarrer Schuhmacher. Von Luz in einem Privathause untergebracht, wurden sie von sehr vielen Personen aus allen Ständen besucht und reichlich beschenkt. Ihre in der That mysteriöse und zweideutige Erscheinung erregte Aufsehen und Verdacht, der ihre Fortweisung zur Folge hatte. Allein auch gegen die, welche ihnen Theilnahme und Freundschaft bewiesen, wurde man mißtrauisch; man glaubte zuerst, es handle sich um eine neue und abweichende Lehre, welche die pietistische Partei in die Kirche einzuschwärzen beabsichtige; waren es ja doch Lutheraner, die eine so zuvorkommende Aufnahme mit allen Zeichen geheimen Einverständnisses gefunden. Die Sache wurde daher wie ein theologischer Schulstreit aufgefaßt und behandelt, indem man nach altem Brauch die orthodoxe Kirchenlehre durch neue und noch

schärfere Bestimmungen zu schützen und zu stützen suchte, ohne zu ahnen, daß nicht sowohl eine besondere Lehre, als vielmehr der Geist, der religiöse Lebenshauch es war, was das Wesen des Pietismus ausmachte. Man konnte den gelehrten Herren gar wohl das Wort Jesu vorhalten: „Der Wind bläset, wo er will, und du hörst sein Säusen wohl; aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. Also ein Jeglicher, der aus dem Geiste geboren ist. Bist du ein Meister in Israel und weißt das nicht?“ — Neunzehn Sätze wurden demnach von Prof. Rudolf aus den ältern Bekenntnißschriften ausgezogen und vom Rathe an die Dekane zur Prüfung und Annahme durch die Kapitel versendet. Sie betrafen meistens die „Neuerungen“ von einem inwendigen Worte Gottes, von der Verwerfung der wissenschaftlichen Studien, vom tausendjährigen Reiche Christi u. s. w., mithin mehr die Auswüchse als die Hauptsache und den tiefern Grund der Bewegung. Zugleich geschahen Schritte, um diesen Sätzen eine allgemeinere Geltung in der schweizerisch reformirten Kirche zu verschaffen. Professor J. H. Schweizer in Zürich sandte sie nach Chur, um sie von der Bündner-Synode genehmigen zu lassen. Allein von den bernischen Kapiteln wurden die Thesen mit Widerspruch aufgenommen; man beklagte sich zwar hauptsächlich nur über Mangel an Zeit und Hülfsmitteln, um dieselben gehörig zu prüfen; der rechte Grund war aber wohl ein anderer und die Regierung fand für gut, sie wieder zurückzuziehen und zu verordnen, es solle darüber nicht weiter disputirt, sondern den Bekenntnißschriften und dem Predigereide nachgelebt und von vorkommenden Neuerungen sogleich Anzeige gemacht werden. Am übelsten waren natürlich die Pietisten selbst auf die Sätze zu sprechen: Guldin erklärte, an sich und nach ihrem Inhalte könnte man sie wohl zulassen, aber nach ihrer Voraussetzung seien sie rechtschaffen böse, und zwar, wie er sich später erläuterte, weil man statt bloß die Verdächtigen zur Untersuchung zu ziehen und, wenn nöthig, zur Unterschrift anzuhalten, durch die Veröffentlichung der Thesen einen allgemeinen und durch nichts zu tilgenden Verdacht falscher Lehre gegen die Prediger unter die Leute geworfen habe.

Gleichwohl hatte dieser Widerspruch allem Ansehen nach die Regierung gereizt und gegen die Pietisten als eine renitente Partei mißstimmt. Dazu kamen noch Berichte von Zürich, aus welchen sich ergab, daß zwischen dortigen und bernischen Pietisten ein fleißiger und vertrauter Briefwechsel geführt werde, und obwohl derselbe sich auf Mittheilung von Tagesneuigkeiten, frommen Gedanken und Ermahnungen beschränkte, so erschienen doch solche geheime und auswärtige Verbindungen der damaligen ängstlichen Staats- und Kirchenpolitik in einem verdächtigen Lichte. Man meinte, sowohl dieß als auch der frühere Besuch aus Deutschland könne keinen andern Grund oder Zweck haben, als die Stiftung einer besondern Sekte und „Brüderschaft,“ deren damals verschiedene aufstauchten, wie z. B. diejenige der Engelsbrüder von Sichel und Ueberfeldt, die Philadelphische Gesellschaft in England, die Labadisten und die Gemeinde der Antoinette Bourignon. So wurde denn am 3. April 1698 zuerst eine Spezialkommission „gegen Quäkerei, unerlaubte Versammlungen und Sonderungen in Lehren“ mit besonderer Beziehung auf die Hauptstadt niedergesetzt. Unterdessen ließ es die Partei des Kirchenconvents an Bemühungen, an halben und ganzen Anzeigen nicht fehlen. Bereits am Kapitel brach der erste Sturm gegen den Vikar Joh. Müller von Belp los, weil er zu lange und unmethodisch predige, die Volkssprache auf der Kanzel gebrauche ⁶⁾, nur selten Bibelsprüche anführe, großen Zulauf aus andern Gemeinden habe und dergleichen mehr. Umsonst sprachen sein Visitator, Pfarrer Em. Luz von Kirchdorf, Helfer Guldin, sogar Prof. Rudolf und Seckelmeister von Muralt mit nachdrücklicher Wärme zu seinen Gunsten; eine eigene Kommission wurde im Juni hinaus nach Belp geschickt und Müller unverhört zu großem Leidwesen der Gemeinde von seinem Vikariate abberufen. Im Juli hatte der Convent über die zu Herborn ausgebrochenen pietistischen Streitigkeiten ein Gutachten auszustellen; Guldin warf jedoch Zweifel auf,

⁶⁾ Und doch war noch 1680 das „neue affectirte Deutsch“ im Predigen verboten worden.

ob die Sachlage genau und getreu berichtet worden und bewirkte, daß eine daherige Andeutung und Milderung in der Antwort angebracht wurde, was man ihm nun selbst als Connivenz und Fürsprache für sektirerische Bestrebungen auslegte. Zu derselben Zeit ungefähr kam eine kurze Schrift von Prof. Schweizer in Umlauf, worin die „Pietistische Bruderschaft“ mit mancherlei Sekten zusammengestellt und ihr die schwärmerischen Lehren derselben aufgebürdet wurden; man glaubte auch und nicht mit Unrecht, es sei damit vorzüglich auf Guldin und seine Freunde abgesehen. Den Ausschlag gab endlich eine Schmähschrift gegen die Stadtgeistlichkeit, welche unter der Hand verbreitet und der pietistischen Partei zur Last gelegt wurde. Die dadurch erbitterte Bürgerschaft verlangte Erforschung und Bestrafung der Urheber; Pfarrer Eyen redete geheimnißvoll wichtig von Dingen, welche der Regierung noch unbekannt seien, und als von Muralt selbst die Sache vor den Zweihundert in Anregung brachte, als die Gährung und Spaltung auch politisch bedenklich zu werden anfing, so ernannte der Große Rath im August 1698 die vielberüchtigte Religionskommission mit dem Auftrage, das ganze Pietistenwesen zu untersuchen und darüber Bericht und Anträge zu bringen.

Schon die Zusammensetzung und die Attributionen dieser außerordentlichen Behörde weiffagten den Pietisten wenig Gutes. An ihrer Spitze stand der Benner Abraham Tillier, ein Mann von alterthümlicher Sitte und unbeugsamer Strenge; neben ihm und ihm ähnlich saßen von weltlicher Seite Benner Willading, alt-Benner Jenner von Uzigen und die Heimlicher von Grafenried und Wurstemberger; die geistlichen Mitglieder waren außer den Professoren Wyß und Rudolf, Dekan Sam. Bachmann und Pfarrer Eyen, also gerade die heftigsten Gegner der Beklagten. Keiner ihrer Gönner, keiner der beiden Seckelmeister wurden beigezogen. Auf einen Anzug des Schultheißen von Erlach beschloß der Große Rath, auch die Studirenden, die sonst nur unter dem Schulrathe standen, seien der Gerichtsbarkeit der Religionskommission untergeordnet, und diese Maßregel, offenbar eine Art von Mißtrauens-

votum gegen den Schulrath, bewog die weltlichen Mitglieder desselben, sämmtlich ihre Entlassung zu geben.

Die Untersuchungskommission betrieb nun ihr Geschäft mit einem Eifer, welcher deutlich beweist, daß sie allerdings „die Schuld finden wollte.“ Eine Menge von Zeugen jeglichen Standes und Geschlechtes wurden einvernommen, Briefe abgefordert, die Worte gepreßt und auf der Goldwaage gewogen, besonders aber die jüngern Geistlichen, die für die Urheber des sogenannten Unwesens galten, ins Verhör gezogen und über die geringsten Kleinigkeiten streng befragt. Sie verantworteten sich meist bescheiden und freimüthig, Guldin zwei-, König sogar dreimal, lehnten die Zumuthung neuer und irriger Lehren, separatistischer Tendenzen und besonderer Bruderschaften ab, tadelten offen manches Ungehörige, Excentrische und Ordnungswidrige an ihrer eigenen Partei, beklagten aber auch eben so unverholen den erstorbenen Zustand des Kirchenwesens und die ungeistliche Führung des Predigtamts. Ihre Verantwortungen oder „Apologien“ brachten sie meist selber zu Papier, von denen mehrere unter den Freunden in Umlauf kamen und noch jetzt vorhanden sind. Vor allen merkwürdig sind die Verhöre mit König. Er verbarg seine Ueberzeugungen auch da nicht, wo sie ihn compromittiren mußten. Ueber seine Ansicht vom tausendjährigen Reiche befragt, entwickelte er sie einläßlich, obschon man sich aus seinen Antworten kaum eine klare Vorstellung zu bilden vermag; er gesteht auch selbst, es seien in dieser Lehre noch große Tiefen des Geheimnisses enthalten, die er noch nicht ergründet habe und in deren Studium er eben begriffen sei. Klarer, schärfer und nicht ohne eine gewisse Ueberlegenheit setzt er den Unterschied der pietistischen und antipietistischen Predigtweise und damit auch des beiderseitigen christlichen Standpunktes überhaupt auseinander; der seinige ist offenbar der rein evangelische der Berner-Synode, auf die er sich auch beruft; derjenige seiner Gegner und Richter vielmehr der gesekliche oder wenigstens gemischte des spätern reformirten Systems. Als man ihm vorwarf, er habe gepredigt, man führe die Leute durch Abwege und Irrwege, gab er zur Antwort, er habe nur von

Umwegen gesprochen und das sei ein großer Unterschied. — Worin diese Umwege beständen? — In der Buße vor dem Glauben: er und seine Freunde predigten nämlich nur Glauben und Christum, Andere dagegen Buße, Glauben und Christum; offenbar sei dieser Weg nicht so kurz wie jener. Professor Rudolf, der ihm sichtbar nicht übel wollte, bemerkte ihm dagegen, daß auch die reformirten Theologen gewöhnlich mancherlei Bußbewegungen und Gewissensbewegungen durch das Gesetz als Vorbereitung zum Glauben annähmen; allein König erwiderte, solche Bewegungen seien nur dann gut, wenn sie aus Glauben kämen; denn dieser sei nach den reformirten Theologen der erste gute Gedanke; durch böse Bewegungen aber werde Niemand zum Glauben vorbereitet; die wahre Buße folge vielmehr auf den Glauben und sei nichts Anderes, als eine Erfahrung oder Wirkung des Kreuzestodes Christi in Tödtung des alten Menschen. Als sonstige Umwege nannte er die allzu vielfältigen Gesetzespredigten, in denen man unsäglich viele Pflichten und Regeln nach dem Muster der englischen Prediger vorschreibe, welche die Zuhörer nicht genug zu Christo auf dem Wege des lauteren Glaubens wiesen. Aufgefordert zu sagen, wen er denn damit meine, wich er flüchtig aus: es sei ja notorisch und gewöhnlich, daß man über einen Text bei hundert Predigten halte, wenn der „englische Praktikus“ so viele darüber habe; wo bleibe da die einfältige Lehre des Glaubens?

Noch schien seine Sache keineswegs schlimm zu stehen. Allein er fuhr fort wie früher vom tausendjährigen Reiche in seinen Predigten zu reden. Dieß wurde der Kommission und von ihr der Regierung gemeldet, auf deren Befehl er am 22. März 1699 abermals vorbeschieden und mit unverzüglicher Suspension bedroht wurde, wenn er ferner gegen seinen Eid auf die Confession und die an ihn bereits ergangenen Warnungen von dieser zweifelhaften Lehre predige. Er wollte nun von solchen Warnungen gar nichts wissen, gab auch nicht zu, daß die betreffende Lehre der helvetischen Confession zuwiderlaufe, erbot sich vielmehr, dieselbe gegen Jedermann zu beweisen und zugleich darzuthun, daß Prof.

Rudolf selbst darüber eine Meinung geäußert, welche der Confession ausdrücklich widerstreite. Er bat und beschwor, man möchte doch diesen in seinen Augen hochwichtigen Artikel nicht ungeprüft verwerfen. — Durch diesen Hochmuth und Ungehorsam, wie man es nannte, erbitterte er besonders die weltlichen Mitglieder; es kam zu heftigen Auftritten, man verlangte von ihm eine runde Erklärung, ob er dem obrigkeitlichen Befehle sich unterziehen oder seine Entsetzung gewärtigen wolle. Seine Antwort war: hätte er seinen Eid gebrochen, so wollte er sich selbst absetzen; dieß sei aber nicht der Fall; er behalte sich vor, die Regierung, die irrig berichtet worden, auch seinerseits zu berichten und sage daher weder ja noch nein. Die Folge davon war, daß ihm acht Tage später von der Kommission eröffnet wurde, die Regierung habe ihn vorläufig bis zu schließlicher Beurtheilung der ganzen Sache in seinem Kirchendienste eingestellt; anbei solle er seinem ehevorigen Lehrer, Herrn Theologus Rudolf, für die gegen ihn gethanen Aeußerungen Satisfaktion geben. Nach Anhörung dieser Sentenz pries er sich glücklich, daß er gewürdigt worden, seinen Beruf in Schmach auf unbegründete Anklage hin abzulegen und um Christi und seines herrlichen Reiches willen zu leiden; er verkündigte seinen Richtern und der Kirche schwere Gerichte Gottes und verweigerte die Satisfaktion, da er sich erboten, seine Worte zu beweisen, wofür es nun aber zu spät sei.

Mittlerweile war die Untersuchung geschlossen und eine sehr ausführliche aktenmäßige „Hauptrelation“ vom Kommissionssekretär Sam. Mutach im Februar 1699 vollendet worden. Die Beurtheilung des Prozesses verzog sich aber noch mehrere Monate; erst auf Donnerstag den 8. Juni wurde der Große Rath zu diesem Zwecke versammelt und den Mitgliedern, auch den Amtleuten deutscher und welscher Lande bei Eiden dazu geboten; so groß war das Gewicht, welches man der Sache beilegte. Die erste Sitzung verging über dem Anhören des Kommissionsberichts. Tags darauf schritt man zur Beurtheilung der hauptsächlichsten Sektierer, wie man sie zu bezeichnen für gut fand, wobei die große Mehrheit der Versammlung von einer den Pietisten ent-

schieden feindseligen Stimmung geleitet wurde. Der erste war König; über ihn sollte sich das Ungewitter in seiner ganzen Stärke entladen; galt er doch mit Recht für den Gelehrtesten unter seinen Freunden, hatte er doch alle guten Erwartungen getäuscht und sich des Abfalls von der orthodoxen Sache, des Ungehorsams und der Vertheidigung verbotener Lehren schuldig gemacht. Trotz der eifrigen Verwendung Rodts wurde über ihn beschlossen, „daß er ohne große Gefahr mehrerer Verwirrung im Lande nicht zu dulden sei und deswegen nebst gänzlicher Benehmung des geistlichen Charakters von Thro Gnaden Mediat- und Immediatlanden verwiesen werden solle.“ Glimpflich, aber immer noch streng genug, lautete das Urtheil über Guldin und Luz, seinen Nachfolger zu Stettlen: sie wurden ihrer Pfründen entsezt, ihnen alles heimliche und öffentliche Lehren, auch alles Conventikuliren bei Verlust des geistlichen Charakters verboten, bis sie sich erklären würden, dem Pietismus zu entsagen und sich der Confession und allen andern Ordnungen zu unterwerfen; für diesen Fall wurde ihnen auf andere, jedoch nicht bessere und von der Stadt entferntere Pfründen Hoffnung gemacht. Luz starb schon im folgenden Jahre. Guldin benahm sich geraume Zeit ziemlich schwankend, leistete den von ihm geordneten Eid, erhielt 1701 die Pfarre Boltigen; da er aber sich keineswegs geändert zu haben schien, nahm man ihm die Stelle wieder und als er auch die Wiederabnahme des Eides begehrte, so wurde er aus der bernischen Kirche verstoßen und des Landes verwiesen. Nach mehrjährigem Aufenthalte in Norddeutschland wanderte er 1710 nach Pensilvanien aus, wo seine Familie sich noch jetzt befinden soll. — Am 10. Juni 1699 wurde in den Urtheilen fortgeföhren: Vikar Joh. Müller sollte bis auf scheinbare Besserung von der Kanzel ausgeschlossen und gehalten sein, unter den Professoren der Theologie im Kloster zu predigen; erst nach Jahresfrist und reuigem Bekenntniß seiner Fehler durfte er Wiederaufnahme in den geistlichen Stand hoffen. Er meldete sich indeß zu keinem neuen Amte und starb gleichfalls nach wenig Jahren. Die Pfarrer Dachs und Schuhmacher kamen mit einem

Verweise davon und mußten allen neuen Lehren absagen; mehrere Personen weltlichen Standes, welche die Verbreitung mystischer Schriften begünstigt und mit auswärtigen Pietisten correspondirt hatten, unter Andern der Kanzleibeamte Dan. Knopf und der Stadtschreiber Cornelius Suter von Zofingen wurden um Geld gebüßt. — Diese schonungslos strenge Behandlung frommer, wenn auch vielleicht nicht ganz irrthumsfreier Männer — denn wer ist es? — erregte den Unwillen edler Gemüther und riß sie mitunter fort zu starken Ausdrücken gerechter Entrüstung. Am 10. Juni stand Landvogt Nikl. Rodt vor den Zweihundert auf und rief: „Gnädige Herren! Wollt Ihr abermals handeln wie gestern, da es herging wie bei der Verurtheilung Christi? Herodes und Pilatus waren zugegen und hat Alles: Kreuzige! gerufen.“ — Den 24. Juni predigte Jakob Knecht vor Prof. Rudolf im Kloster wider die „schnaubenden Wölfe, welche die armen Schäflein Christi verschrecken und verjagen,“ wider „die Pharisäer und Sadducäer und sonderlich Judas — die Jesum in seinen gesalbten Dienern dem Pilatus übergeben u. s. w.;“ er wollte sich auch zu keinen weiteren Erklärungen herbeilassen, als: „Er habe Alles aus und mit der Schrift geredet; wen es getroffen, den habe es getroffen.“ Zur Strafe wurde er am 7. August eidlich von Stadt und Land verwiesen. — Niklaus Escheer, eben erst als Helfer nach Saanen erwählt, äußerte sich der Sage nach über die Verurtheilung der Pietisten mit den Worten: „Gott erbarme sich der frommen Leute! Es nehme ihn nur Wunder, daß der Teufel die Herren nicht vom Rathhaus trage.“ — Der Untersuchung und strengen Abhandlung, die ihm sicher bevorstand, entzog er sich durch die Flucht.

An diese Strafurtheile knüpfte sich noch vom 14. Juni an eine Reihe allgemeiner Maßregeln, um dem Uebel auch für die Zukunft zu steuern und „die wahre, reine evangelische Lehre zu Stadt und Land in Einigkeit zu erhalten.“ Zu dem Ende verbanden sich die Zweihundert, „bei sich selbst anfangend,“ mit einem Eide: „Der Stadt Bern ein-„geführte Religion, die Helvetische Confession und die Uni-

„formität des Glaubens, Lehr und Gottesdienstes wider
„Männiglich zu erhalten, zu schützen und zu schirmen und
„hingegen alle dawider laufenden Meinungen und Neuerun-
„gen, sonderlich die gegenwärtig im Schwange gehen, abzu-
„wehren, zu hintertreiben, alles Vermögens zu tilgen und
„keineswegs einige damit verhaftete Personen zu patrocini-
„ren. Dazu der Allerhöchste seinen Segen verleihen wolle!“

— Es war dieß der sogenannte Associationseid, der noch mancherlei Unruhe und Bewegung verursachte. Mehrere Mitglieder der Zweihundert erhoben Bedenken und Einwendungen gegen die unbedingte Leistung desselben; Landvogt Rodt wollte nur auf eigene Erläuterungen hin schwören; man gab ihm Bedenkzeit; nach Ablauf derselben erlaubte man ihm zwar der Sitzung beizuwohnen, doch ohne Stimmrecht; worauf er Mantel und Baret auf seinen Sitz niederlegte und schweigend den Saal verließ. Auch die Geistlichkeit zu Stadt und Land sollte laut Befehl vom 13. Juli mit einiger Abkürzung den Associationseid leisten; vergebens langten Vorstellungen und Berufungen auf den kurz zuvor erneuerten Prädikanteneid von den Kapiteln ein; dasjenige von Langenthal behauptete sogar, der neue Eid sei gegen das helvetische Bekenntniß; der dortige Dekan, der Aktuar und die Juraten mußten sich dafür einen strengen Verweis gefallen lassen. Ohne alle Nachsicht wurde im Herbst die unbedingte Beschwörung der Formel durchgesetzt, im Waadtlande wegen den dort sich regenden rationalistischen Tendenzen mit einem ausdrücklichen Zusatze wider den Pietismus, Socinianismus und Arminianismus. Selbst die Bürgerschaft und Einwohnerschaft der Stadt Bern mußte sich im folgenden Jahre der Eidesleistung unterwerfen. Zehn jüngere Männer, welche dieselbe Gewissens halber verweigerten, verloren für ihre Personen, so lange sie bei ihrer Weigerung beharren würden, die Regimentsfähigkeit und den Genuß der burgerlichen Vortheile. Unter ihnen befand sich Friedrich von Wattenwyl, der nachherige Stifter der herrnhutischen Erziehungsanstalt zu Montmirail. Die außerordentliche Strenge in diesem Punkte konnte jedoch nicht lange andauern und schon nach zehn Jahren kam der

Affociationseid wenigstens im deutschen Landestheile außer Übung.

Um aber auch die zerschossenen Mauern Zions herzustellen, die vermeintlich gefährdete Rechtgläubigkeit zu sichern und zu umzäunen, suchte man die vor drei Jahren beseitigten Sätze neuerdings hervor. Auf Beschluß der Zweihundert versammelte sich am 5. Juli 1699 im Bibliotheksaale eine sogenannte Synode, bestehend aus vier weltlichen Mitgliedern der Religionskommission, dem Convente und je zwei von der Regierung einberufenen Abgeordneten eines jeden Kapitels, unter dem Vorsitze des obersten Dekans Bachmann. Nach einem abermaligen, jedoch mißlungenen Angriffe auf Prof. Malacrida wurden die Sätze, jetzt zwanzig an der Zahl, etwas anders geordnet und nach den Ergebnissen des Pietistenprozesses vervollständigt, in Behandlung genommen und mit geringen Abänderungen genehmigt. Es fielen nur wenige, fast schüchterne Bemerkungen und die ganze Sache war in Einem Tage abgethan. Auch die Kapitel, denen die Regierung die Thesen jedoch in schonender Weise zur Prüfung vorlegte, ließen sich nun dieselben ohne Widerspruch gefallen. Indessen wurden sie nie obrigkeitlich berathen und sanktionirt, erhielten keinerlei Art von öffentlicher Geltung und kamen bald so sehr in Vergessenheit, daß selbst ihre Existenz heutzutage nur Wenigen bekannt sein mag. So steht es um Menschenwerk, womit man sich anmaßt, den Geist Gottes dämpfen zu wollen.

Noch ergingen übrigens am 15. und 16. Juni verschiedene Beschlüsse zu Abstellung gewisser Uebelstände und Unordnungen. Eine Anzahl irriger oder schwärmerischer Bücher wurden verboten: sie sollten weder gelesen noch von den Buchhändlern gehalten, sondern von den Besitzern, namentlich dem weiblichen Geschlechte, „welches sich bekanntermaßen heutiges Tages viel in solchen Büchern aufhalte,“ der Kanzlei abgeliefert werden. Verboten wurden ferner die verabredeten religiösen Privatzusammenkünfte, als unleidlich an Orten, da Alles Einer Religion sei und der Gottesdienst ohne Verfolgung in Frieden könne verrichtet werden. Auf fremde, unbekante, mit ungesunden Lehren und

Meinungen behaftete Personen, die sich zum Schaden der Leichtgläubigen einschleichen, habe man scharf zu wachen. Das Kirchengeläute, sonderlich das „Rößlen und Reiten“ an Sonntagen in andere Gemeinden sei nöthigenfalls mit Anwendung von Strafen zu hindern. Der Privatbriefwechsel mit verdächtigen auswärtigen Personen über Religions- und Kirchensachen wurde bei hoher Strafe und reicher Belohnung für den Verleider untersagt, ja sogar im folgenden Jahre die Postverwaltung angewiesen, Correspondenzen unter verdächtiger Adresse dem Schultheißen zu übergeben. Jedermann sollte übrigens sich des lieblosen „Schmückens und Schmähens,“ der Schimpf- und Stichelreden enthalten. Den Geistlichen machte man besonders zur Pflicht, „methodisch,“ in würdiger, bibel- und nicht berndeutscher Sprache zu predigen, worauf die Visitatoren und Dekane, letztere allenfalls durch insgeheim zu bestellende Personen, fleißiger als bis dahin zu achten beauftragt wurden. Es erging auch ein strenges Verbot, vom tausendjährigen Reiche, es sei heimlich oder öffentlich, zu lehren bei Strafe der Entsetzung. Damit aber die Regierung selbst über die Predigtweise eines Jeden urtheilen könne, traf man die Verfügung, daß die Landgeistlichen der Reihe nach jeden Montag in der Hauptstadt predigen sollten; weil jedoch diese Kreispredigten nicht unbedeutende Kosten veranlaßten und die Prediger nicht selten ihre Sache zu gut machen wollten, indem sie an Länge und Breite zusetzten, was vielleicht an Höhe und Tiefe abging, ließ man später die ganze Einrichtung wieder fallen. Auch der bei Anlaß der Synodalversammlung gemachte Vorschlag, ein Generalkapitel zu berufen, wurde beseitigt.

Wir kehren zu König und seinen fernern Schicksalen zurück. Nachdem das Urtheil über ihn am 9. Juni gesprochen worden, wartete er die Eröffnung desselben und die Abforderung des Bannisationseides nicht ab. Der Landschaftsmaler Dick gab ihm desselben Tages ein Abschiedsmahl mit Zuziehung vieler befreundeter Personen, für welchen Liebesdienst er nachher auf drei Monate in ein Dorf des Balde-Jour verwiesen wurde. Noch am Abend begab sich König

nach Worb, übernachtete daselbst bei seinem Schüler und Freunde Fellenberg und trat Tags darauf, von diesem bis ins Lindenthal begleitet, den bitteren Weg der Verbannung an. Wir finden ihn zuerst wieder zu Herborn im Nassauischen, sei es, daß er an der dortigen reformirten hohen Schule eine Anstellung zu erhalten hoffte oder daß andere Gründe, vielleicht pietistische Sympathieen, ihn dahin zogen. Bereits seit Jahresfrist war man aber auch zu Herborn auf den Pietismus aufmerksam geworden und eben mit Unterdrückung desselben beschäftigt. Ein Mitglied der theologischen Fakultät, Dr. Heinrich Horch, hatte sich in Verbindungen mit einem Greiffensteinischen Kanzleiangestellten Namens Klopfer eingelassen, welcher nicht nur pietistische, sondern wirklich schwärmerische Meinungen gehegt haben soll. Horch fing nun auch seinerseits an, sich mit Bitterkeit und Schärfe über den Zustand des Schul- und Kirchenwesens zu äußern; bei Anlaß einer Prüfung, wozu er seine Mitwirkung verweigerte, schrieb er seinen Collegen unter Anderm: Man glaube nicht mehr, daß die Furcht Gottes sei der Weisheit Anfang; man erziehe daher schon die zarte Jugend zu einem leeren Mundgeschwäze, mache sie zu Heuchlern und belaste sie mit Frohndiensten. Auch die akademische Jugend werde zu nichts Anderem tüchtig gemacht, als zum äußern Vorhofe der Heiden und eingeweiht in Müßiggang, Hoffahrt und zügelloses Wesen; kurz die jekigen Schulen, hohe und niedrige, auch die herbornische nicht ausgenommen, seien solche Nester, darin die alte Schlange ihre Eier lege und ausbrüte, die heutige Kirche aber, wie sie von solchen schulgelehrten Geistlosen regiert werde, sei ein Himmelreich voll höllischer Greuel. Kein Wunder, daß auch jetzt der Herr das Thörichte vor der Welt erwähle, damit er die Weisen zu Schanden mache, — wobei er verständlich genug auf seinen neuen Freund und Lehrer hinwies. — Eine solche Sprache, mochte auch manches Wahre daran sein, ließ man sich in Herborn nicht gerne gefallen; man erholte sich Raths bei andern, namentlich schweizerischen Kirchen; Horch wurde seines Amtes entsezt und trieb sich nun mit Klopfer bald im Nassauischen und bald im Hessen-Casselschen umher. König, ohnehin durch

erlittene Verfolgung gereizt und, wie es in solchen Fällen leicht geschieht, überspannten Ansichten mehr noch als vorher zugänglich, schloß sich gewiß nicht zu seinem Vortheile diesen Männern an. Spuren einer schroffen und kirchenfeindlichen Stimmung tragen mehrere Briefe, welche er zu jener Zeit nach Bern schrieb und in denen er unter Anderm ganz nach Horchs Manier seine empfangene Handauslegung ein Malzeichen des Thiers und das gesammte Studenten- und Candidatenleben, Ordination und Pfarrerwerden geistlos und babylonisch, ja ein ungöttliches Antichristenthum nannte. Gleichwohl berief er sich in Hessen auf seine Ordination; allein die theologische Fakultät zu Marburg erkundigte sich darüber in Bern und erfuhr ohne Zweifel, daß ihm dieselbe wieder genommen worden sei. Bald mußte er jene Gegend verlassen und wurde sogar im Nassauischen als „schweizerischer Erzverführer und Erzkezer“ zur Anzeige bei den Behörden ausgeschrieben; auch im Hessischen traf man polizeiliche Maßregeln, um ihn zur Haft zu bringen. Er begab sich daher mit Knecht, der von Bern verwiesen sich unterdessen zu ihm gesellt hatte, in die Grafschaft Sayn-Wittgenstein, den damaligen Sammelpfad und Zufluchtsort aller religiös Unzufriedenen und Verfolgten, unter denen sich Geister der verschiedensten Art, gesunde und ungesunde Elemente, einfältig fromme und exaltirte Schwärmer in bunter Mischung befanden. Auch König hatte sich in Berleburg, als er zu Ende des Jahres dahin kam, einer sehr günstigen Aufnahme zu erfreuen. Sogar der dortige Hosprediger Otto Schmiß, welcher — bisher den Pietisten abhold — sich absichtlich für einige Wochen entfernt hatte, wurde bei seiner Rückkehr durch Königs eindringliche Worte gewonnen, erkannte „alle Weltweisheit und fleischlichen Studien für Narrenpossen,“ bezeugte, er habe während seiner kurzen Bekanntschaft mit diesen Leuten mehr gelernt als zuvor auf den Akademien, und pries sich glücklich, daß er die fremden Prediger noch angetroffen. Anders benahm sich Vinzenz Langhans von Bern, ehemals Pfarrer zu Koppigen, nun wittgensteinischer Beamter, der seinen Landsleuten vielmehr aus allen Kräften entgegenwirkte. Unstreitig befand sich

König zu dieser Zeit in nicht geringer Gefahr, auf Abwege und Verirrungen zu gerathen; sein überreiztes Wesen wurde durch die Umgebung genährt und konnte leicht in eigentliche Schwärmerei ausarten. Mehrere seiner Gesinnungs- und Schicksalsgenossen unterlagen wirklich dieser Gefahr auf die eine oder die andere Weise; von Horch hieß es, er sei wahnsinnig geworden; Knecht, der bei der Gräfin von Wittgenstein zu Schwarzenau in besondern Gunsten stand, soll sich zuletzt für einen von Gott verordneten Propheten gehalten haben, — gewiß ist, daß er nachmals in einem Zustande von Geisteszerrüttung und Sinnlosigkeit nach Bern gebracht und von seiner Familie gepflegt werden mußte. Der schon früher von uns erwähnte Büntiner, welcher sich gleichfalls in der Gegend aufhielt, schloß sich in der Folge der Gemeinde des Grafen von Biesterfeld in Westphalen an und ging endlich gar zu der verabscheuungswürdigen Winter'schen oder Buttler'schen Rotte über ⁷⁾. — Ein Glück für König, daß er eine ihm so gefährliche Atmosphäre noch zu rechter Zeit mit einer gesunden vertauschte.

Im September 1700 nämlich befand er sich zu Halle, dem Hauptsitze des reinern deutschen Pietismus. An Theilnahme und entgegenkommender Freundschaft konnte es ihm hier nicht wohl fehlen, besonders da der ehrwürdige Aug. Herm. Franke ohne Zweifel längst von ihm gehört hatte; und nirgends besser als in einer so zahlreich besuchten Universitätsstadt durfte er hoffen, seinen Lebensunterhalt zu finden. Gleichwohl hatte er Anfangs einige Mühe, sich an das ruhige, gesezte und gemäßigte Wesen in Halle zu gewöhnen; die dortigen Pietisten selbst beschuldigten ihn der Extravaganz und zeigten sich mit ihm unzufrieden. Indessen verweilte er doch mehrere Jahre in Sachsen, namentlich eine Zeitlang in Magdeburg, welches ihm besonders auch durch das nahegelegene Niederdodeleben werth und angenehm gemacht wurde. Hier nämlich umgab ihn ein Kreis alter und neuer Freunde, unter denen es ihm vorkommen

⁷⁾ Keller in Niedners Zeitschrift für hist. Theologie. 1845. S. 88.

mochte, als befände er sich wieder einmal zu Hause; hier lebten vorerst Petersen und seine eben so geistvolle Gattin Johanna Eleonora von Merlau, beide ihm längst bekannt durch ihre Schriften; war er doch durch sie hauptsächlich in die Geheimnisse des tausendjährigen Reiches eingeweiht worden; nun wurde es ihm auch vergönnt, sie persönlich kennen zu lernen und sich mit ihnen im Austausch seliger Hoffnungen zu ergehen. Bei ihnen traf er außerdem seinen hochherzigen Gönner und Beschützer Nikl. Rodt; dieser hatte nach Königs Abreise von Bern durch Beherbergung und Begleitung deutscher Reisender, worunter der bekannte Horchmann von Hohenau, sich neuen Verdacht und Ungunst zugezogen, war mehrere Tage in der Insel gefangen gehalten und endlich Landes verwiesen worden. Nun lebte er auf einem Gute in Petersens Nähe und beschäftigte sich ungeachtet seines großen Reichthums mit Handarbeit. Ihn hatte auch Königs treuester Schüler, B. Fellenberg, begleitet, und zwar gleichfalls verbannt, weil er seinen Lehrer mit Wärme vertheidigt und sich des Versprechens geweigert hatte, vom tausendjährigen Reiche weder mündlich noch schriftlich zu lehren, — jetzt aber mit Rodt's einziger Tochter, Anna, verhehelicht. So wohlthwend dieses Wiedersehen für König sein mochte, so war ihm doch besonders der Umgang mit Petersen nicht in jeder Beziehung zuträglich, indem er dazu beitrug, seinen alten chiliaistischen Zug auf's Neue zu verstärken und noch andere Gedanken ähnlicher Art ihm einzuflößen. Petersen hatte unter Anderm aus den Schriften der Jane Leade die Lehre von der Wiederbringung aller Dinge und endlichen Befeligung auch der Verdammten sich angeeignet und diese nämliche Lehre findet man von nun an auch in Königs Werken, wenn schon sehr vorsichtig und verdeckt, doch dem Kundigen unverkennbar angedeutet.

So hatte sich König ohne öffentliche Anstellung gegen zwölf Jahre an verschiedenen Orten Deutschlands aufgehalten, als er die französische Hofpredigerstelle des Grafen von Tsenburg zu Büdingen erhielt. Kurz vorher oder nachher, im Jahr 1711, wagte er einen Versuch nach Bern zurückzukehren; allein die ungünstige Stimmung gegen ihn

war noch zu lebhaft und er mochte sie selbst durch seine Reden und sein Betragen, insbesondere durch das Halten sogenannter Conventikel, vermehren. Ohnehin war früher, kaum zwei Jahre nach seiner Entfernung von Bern, eine Schrift von ihm unter dem Titel: „Der Weg des Friedens“ daselbst in Umlauf gekommen und ihres Inhaltes wegen confiszirt worden: da hieß es nebst vielem Anderm, „seine Feinde und Hasser hätten sich an ihm versündigen müssen, damit er in ihrem Falle auferstehen möchte.“ Da ließ er sich über die Reformation und die reformirte Kirche auf geringschätzig und zum Theil sehr unbillige Weise vernehmen; er beschuldigte die Obrigkeiten päpstlicher Anmaßung, unbefugter Anwendung weltlicher Gewalt in Sachen des Geistes, politischer und eigennütziger Absichten; den Reformatoren warf er Wortgezänke, Ehrgeiz, Eifersucht und Herrschbegierde vor, ihren Nachfolgern aber Mangel an aller christlich-religiösen Erfahrung, geistlose Nachbeterei, knechtischen Sinn und intolerante Polemik. Dieß Alles hatte man ihm in Bern noch nicht vergessen und die Erinnerung daran war vielleicht durch die fanatischen Zuschriften wieder aufgefrischt worden, in welchen der Perrückenmacher Tennhart von Nürnberg die schweizerischen Regierungen unlängst (1710) bei Vermeidung von Gottes Zorn aufgefordert hatte, seine Traktate drucken und unter dem Volke verbreiten zu lassen. — Kurz, nicht allein wurde König neuerdings von Bern fortgewiesen, sondern man glaubte sich auch verpflichtet, den Stand Zürich vor ihm als einem Hauptsektirer zu warnen.

Die folgenden achtzehn Jahre verlebte König ziemlich stille in Büdingen, wo er sich verheirathet zu haben scheint. Von seiner frühern Geringschätzung gelehrter Studien kam er allmählig zurück; dieß beweisen mehrere Werke, welche er während seines Aufenthaltes in Büdingen herausgab, besonders sein griechisch-hebräisches Wörterbuch, worin er den Ursprung des Griechischen aus den orientalischen Sprachen nach damaliger oft willkürlicher Art nachzuweisen versuchte. Auch theologische Schriften verfaßte er etliche, wie z. B. seine „Grundsätze von der allgemeinen Gnade Gottes,“ — aus deren Titel und Inhalt aber deutlich hervorgeht, daß

er von der eigentlichen strengen Orthodorie der reformirten Kirche sehr weit, ja noch weiter als früher entfernt war.

Je älter er wurde, desto mehr regte sich bei ihm indessen die dem Schweizer und besonders dem Berner angeborne unvertilgbare Liebe zur Heimath. Vieles hatte sich hier in der langen Zeit von dreißig Jahren verändert. Die eifrigsten Feinde des Pietismus waren längst gestorben, Prof. Dav. Wyß und Pfarrer Eyen innerhalb Jahresfrist nach Beendigung des großen Pietistenprozesses. Dekan Bachmann mußte den Schmerz erleben, daß sein eigener Sohn sich in Zürich den Pietisten anschloß. Der strenge Vater ließ ihn deshalb im Detenbach gefangen setzen; allein von Alter und Verdruß gebeugt fing er an zu kränkeln, resignirte und starb im Mai 1709. — In Staat, Kirche und Schule hatte man sich zu einzelnen Reformen bewegen gefunden, worüber Prof. Rudolf im Jahre 1713 ein merkwürdiges, vielfach treffliches Gutachten abgefaßt hatte. Das alte System der Rechtgläubigkeit stand zwar noch immer unangetastet aufrecht, galt noch immer als Panier des Heils, aber es wurde lange nicht mehr mit der gleichen Strenge gehandhabt und jeder Einzelne nach ihm gerichtet; ein milderer Geist fing an zu wehen, so daß in den Zwanzigerjahren endlich auch die Verpflichtung der Geistlichen auf die Consensformel aufhörte. Welch ein Umschwung der Zeiten und der Dinge! Derselbe Jak. Dachs, einst als Pietist angeklagt und beurtheilt, war jetzt Pfarrer am Münster und wurde 1732 oberster Dekan. Die Conventikel, ehedem auch bei geringer Personenzahl und in Privathäusern bei schwerer Strafe verboten, wurden jetzt von dem hochbegabten Pfarrer Sam. Ruß von Amsoldingen und Dießbach, dem Freunde Zinzendorfs, mit Tausenden unter freiem Himmel gehalten. Im Jahre 1671 war die Philosophie von Descartes aus Kirche und Schule förmlich verbannt worden; jetzt bearbeitete J. Fr. Stapfer die reformirte Theologie nach Wolfs philosophischen Grundsätzen. Diese stille geistige Umwälzung kam auch unserm König zu statten; er durfte im Jahre 1730 nach Bern zurückkehren und erhielt sogar eine Anstellung als außerordentlicher Professor der orientalischen Sprachen

und der Mathematik. Den 8. Januar 1731 hielt er seine lateinische Antrittsrede, in welcher er der Regierung seinen Dank namentlich auch für das wiedergeschenkte Bürgerrecht und den Vorsatz aussprach, sich der ihm erwiesenen Wohlthaten durch Treue und Gewissenhaftigkeit in seinem Amte würdig zu zeigen. Ob er diesen Vorsatz allezeit gehalten, ist eine andere Frage, wenigstens wurde ihm vorgeworfen, er habe sein Lehramt nachlässig versehen. Auf der andern Seite mochte aber auch die Rohheit und Zuchtlosigkeit der Studirenden ihn nicht eben ermuntern und es scheint als ob sie sich von Anfang an das Wort gegeben hätten, ihn ihre Vorurtheile gegen seine Person und ihre Antipathie gegen seine religiöse Richtung so stark als möglich fühlen zu lassen. Pfarrer Sam. Luz erzählt in seinem Tagebuche, wie er am 12. April 1731 bei einem Besuche in der Akademie „den Greuel der Verwüstung mit Erstaunen gesehen.“ — Die Studenten, schreibt er, „als ungezümmte Esel bezeigten einen grausamen Ekel an allen heilsamen Worten, beschimpften Herrn König sehr, theils schwanzten, theils spotteten und lachten sie höhnisch, sobald er nur ein gutes Wort sagte, also daß ich solch ausgelassen, heillos Ding nicht hätte glauben können, wenn ich es nicht selbst gesehen hätte u. s. w.“ Sein Begleiter sagte ihm jedoch, es sei noch gar züchtig hergegangen gegen andere Male.“ — Muß man sich da nicht wundern, daß König in seiner frühern Ansicht, die Schulen seien Pflanzstätten des Verderbens, nicht von Neuem bestätigt wurde?

Man könnte vermuthen, er habe die Gunst seiner Wiederaufnahme dadurch erkauft, daß er sich ganz anders als früher verhalten; allein dieß war keineswegs der Fall, denn es wird bestimmt gemeldet, daß er auch nach seiner Rückkehr mit Betstunden und Privatversammlungen fortgefahren habe. Ja nicht nur in Bern, sondern auch anderwärts suchte er sein Licht leuchten zu lassen und für das Reich Christi zu wirken. In Basel z. B. erschien er während der Osterfeier 1732, predigte und hielt Erbauungsstunden. Der dortige Antistes gab zwar der Reinheit seines Glaubens und Strebens das beste Zeugniß; allein dessenungeachtet ließ ihm

der Rath das Predigen verbieten und befahl ihm, innerhalb 24 Stunden sich von Stadt und Landschaft zu entfernen. Dieß Verfahren wurde dann selbst von der Geistlichkeit gebilligt mit der für das damalige Abschließungssystem charakteristischen Bemerkung, Herr Prof. König werde bei diesen verderbten Zeiten in Bern Arbeit genug finden, ohne daß er nöthig habe, dergleichen außerhalb zu suchen u. s. w. ⁸⁾. — Selbst nach Deutschland machte er Ausflüge, erneuerte seine Bekanntschaften und besuchte die ihm gewohnten und lieb gewordenen Kreise. So ließ er sich bei der Gemeinde der sogenannten Inspirirten zu Homburghausen einführen, wurde gleich in der ersten Versammlung selbst angeblich inspirirt, zog sich jedoch bald wieder zurück; und der Mann, welcher ihn eingeführt hatte und dadurch nicht wenig an Ansehen unter den Brüdern gewann, war der, — später als erklärter Freigeist und Gegner aller Offenbarung so übel berüchtigte Joh. Christ. Edelmann ⁹⁾. Auch mit den Bearbeitern der bekannten Berleburger-Bibel stand er wahrscheinlich in näherer Berührung; wenigstens stimmt sein eigenes Verfahren mit den Grundsätzen derselben, Alles in der Schrift geistlich zu fassen und auf den inwendigen Menschen zu beziehen, vollkommen überein. Vermuthlich geschah es auch nicht ohne Veranlassung von Königs Seite, daß im Jahre 1736 die Berleburger-Bibel und 1737 nochmals das Halten von schwärmerischen Versammlungen und das Platzgeben zu denselben in Bern verboten wurde.

Es ist hier keineswegs der Ort, der ziemlich zahlreichen Schriften Königs ausführlich zu gedenken oder gar eine Darstellung und Würdigung ihres Inhaltes zu versuchen. Nur so weit dieß zur Vervollständigung seines Charakterbildes und zur Beleuchtung seiner Denkweise zumal in spätern Jahren gehört, können wir darauf einige Rücksicht nehmen. Im Allgemeinen läßt sich behaupten, daß König sich immerfort treu und consequent blieb und keine der Ideen

⁸⁾ Hagenbach a. a. D. S. 182.

⁹⁾ Klose: Edelmanns Leben, nach ihm selbst beschrieben; — in Niedners Zeitschr. f. hist. Theol. 1846. S. 458.

jemals geradezu verläugnete, von denen er einmal lebendig ergriffen worden war. Auf der andern Seite machte er dieselben doch nicht mehr mit jener jugendlichen Schroffheit und Einseitigkeit gelten, wodurch er früher nicht ohne Grund Anstoß erregt hatte; er ließ nun Manches auf sich beruhen, was er sonst mit einem Feuer und einer Hefigkeit vertheidigt hatte, als ob alles Heil davon abhinge; das Halbwahre seiner Ideen suchte er allmählig zu ergänzen und zu berichtigen; dabei aber hielt er unverbrüchlich fest an der Grundüberzeugung, daß alles bloß Aeußerliche nichts sei, nichts fruchte, wenn es nicht an Herz, Seele und Geist lebendig gemacht werde. Und eben darin liegt das Bedeutsame seiner Person zu seiner Zeit und unter seinen Umgebungen, das, was man seine Mission nennen könnte, nämlich ein Zeuge und Gegengewicht zu sein gegen die todte Aeußerlichkeit, die Ueberschätzung des Buchstabens, der Lehre, der christlichen Form und Sitte, obgleich er allerdings nicht überall das rechte Maß und die wahre Vermittelung zu treffen wußte. So setzt er dem äußern Kirchenthum, zugleich aber auch dem — von ihm einst so stark betonten — zukünftigen und äußern Reiche Christi, ohne diese Hoffnung im Geringsten zu opfern, doch das inwendige Reich Gottes als die Hauptsache entgegen. So spricht er sehr ernstlich wider die Verachtung des auswendigen Wortes Gottes in der heil. Schrift, wie dieß bei manchen Ausläufern des Pietismus vorkam, welche das innere Wort und Licht allein gelten ließen; „aber derselbe Gott, der auswendig zu uns rede, müsse auch inwendig zu uns reden und uns sein geoffenbartes Wort selbst verstehen lehren; irrig sei es, nur auf den Geist treiben, und eben so irrig, der äußern Predigt Alles zuschreiben. — Aehnlich urtheilt er vom heiligen Abendmahl, daß, wo Christus nicht selbst da sei, Alles im Tode liege auf Seite der Administrenten wie der Communicanten; nur geht er augenscheinlich darin zu weit, daß er die Kraft des Wortes und Sakraments zu sehr vom wiedergeborenen Zustande des Predigers und Dieners abhängig macht. — Er erklärt sich nun nicht mehr wider, sondern nachdrücklich für den Nutzen der hohen und niedern Schu-

len, der Vorbereitungswissenschaften, der Sprachen und Bücher; aber dieß Alles gebe noch nicht Leben und volle Sättigung und wer in Christi Gemeinschaft mächtig hinein-eile und eindringe, könne zuletzt aus seiner Fülle einen solchen Schatz der Gnade und Wahrheit schöpfen, daß er anderer Hülfsmittel, die heilige Schrift ausgenommen, nicht viel mehr bedürfe ¹⁰⁾. Auch der positiven und wissenschaftlichen Glaubenslehre spricht er ihren Werth durchaus nicht ab; nur ist es ihm nicht genug, daß man bloß einen Abriß der Gottseligkeit habe, die Kraft der Gottseligkeit aber verläugne; bei solchen Gelehrten und Hirnorthodoxen finde sich eben nur Wort ohne Kraft, Lehr ohne Leben, Schein ohne Wesen. Er setzt daher den Inhalt der kirchlichen Glaubenslehre voraus, sucht sie aber durch eine „Mystische Theologie“ zu ergänzen und zu beleben, deren Unterschied von jener einzig darin bestehe, „daß der Dogmatiker sich mit seinem „Begriffe begnügt, der Mystiker hingegen von allen Religionspunkten das Wesen und die innere Gemeinschaft „sucht, welche allein wahre Kraft zur Heiligung schenkt ¹¹⁾.“ — Gewiß ein sehr richtiger und fruchtbarer Gedanke, den man bei den tiefen und frömmern Theologen aller Zeiten wieder findet, den auch die Theologie unserer Zeit mit wissenschaftlicher Klarheit zu einem ihrer Hauptgrundsätze erhoben, daß das Wesentliche des Christenthums in erster und letzter Instanz nicht sowohl Lehre als Leben und daß das theoretische Element desselben dem praktischen untergeordnet sei. Freilich kommt es gar sehr auf die Durchführung dieses Gedankens an, wobei König zu viel fremde, unklare mystische Vorstellungen unnöthiger Weise herbeizog und sich zu wenig von Gleichstellung und Verwechslung seiner Privat- und Parteiensichten mit den wesentlich christlichen

¹⁰⁾ Betrachtung des inwendigen Reichs Gottes, wie es im Herzen des Menschen aufgerichtet wird. Basel 1734.

¹¹⁾ Theologia Mystica oder geheime Gottesgelehrtheit, darin gezeigt wird, wie alle Stücke der göttlichen Wahrheit im innern Menschen des Herzens müssen erkannt, im göttlichen Lichte eingesehen, angenommen und geglaubt, ja erfahren und geschmeckt werden. Bern 1736.

Lehren frei zu halten vermöchte. Immerhin aber steht er da als ein prophetischer Zeuge dessen, was zum vollen Bewußtsein und zur allgemeinen Geltung zu bringen erst einer spätern Zeit vorbehalten war.

Die letzten Jahre seiner Wallfahrt verlebte König in größerer Ruhe und Stille; an Reisen und Besuchen in der Ferne hinderte ihn wahrscheinlich die Unbeweglichkeit des Alters; auch schriftstellerische Arbeiten beförderte er wenigstens keine mehr zum Drucke. Ein tiefer Schmerz war indessen dem vielgeprüften Greise noch beschieden: seine beiden Söhne Samuel und Daniel betheiligten sich 1744 an dem bekannten „Memorial“ der Bürgerschaft, die sich besonders in der Besetzung der Aemter benachtheiligt glaubte. Diese Klageschrift, obschon gemäßigt und sogar ehrerbietig abgefaßt, fand dennoch bei der Regierung sehr ungünstige Aufnahme und beide Brüder wurden nebst Andern, wie einst ihr Vater, mit Verbannung bestraft. Der ältere von ihnen, Samuel, ein ausgezeichnete Philosoph und Mathematiker, Schüler Wolfs und der beiden Bernoulli, mit Voltaire und Alb. von Haller in Verbindung stehend, erhielt eine Professur der Philosophie und höhern Geometrie zu Francker und die Akademien von Paris, Berlin und London ernannten ihn wegen seinen mathematischen Leistungen zu ihrem auswärtigen Mitgliede ¹²⁾. — Ein geringer Trost für den Vater; durch den Verlust seiner Kinder war und blieb ihm sein Alter verbittert. Er starb den 30. Mai 1750 im gleichen Jahre mit Samuel Ruß, seinem hochverehrten christlichen Freunde.

König hätte bei seinen großen geistigen und moralischen Anlagen unstreitig eine Zierde seiner Vaterstadt werden, er hätte auch für die Kirche und das Reich Gottes ungleich mehr wirken können, wenn ein besonnenes, verständiges Urtheil mit seiner unverkennbaren Herzenswärme sich verbunden, wenn die Geistesucht wissenschaftlicher Schärfe und

¹²⁾ Man sehe über ihn Rud. Wolf in den Mittheilungen der naturforschenden Gesellschaft in Bern. 1845. S. 33 ff.

Strenge den Uebergriffen des Gefühls und der Phantasie, die sich mit allzu großer Vorliebe dem Dunkeln und Mysteriösen in die Arme warfen, gehörig die Waage gehalten hätte. Wir sind weit entfernt, ihm den Kampf wider die Buchstabenorthodoxie und das Gesezeswesen seiner Zeit verargen zu wollen; darin stand er vielmehr durchaus in seinem heiligen Rechte. Aber auch er mischte dem Lautern offenbar Unlauteres, Eigenes, Selbstisches bei; auch er drang namentlich zu sehr auf gewisse besondere Lehren, in welche er sich verliebte und vertiefte, und zwar zum Theil Lehren von sehr zweifelhafter Geltung und wenig praktischem Gewichte und dadurch beging er ja gerade denselben Fehler, den er an der Gegenpartei so scharf rügte und angriff. In beiden Beziehungen übrigens, im Berechtigten und Unberechtigten, nach Licht- und nach Schattenseite war König die ächte vollständige Personifikation unseres ältern Pietismus. Dieser konnte, wie wir gesehen, bei all seiner überwiegenden Wahrheit doch nicht unmittelbar durchdringen und zwar eben auch wegen des Unlautern, welches sich ihm angehängt hatte. König und seine gesammte Geistesrichtung mußten erst im Feuer langer Prüfung und Trübsal geläutert werden, Holz, Stroh und Stoppeln mußten verbrennen, die Partei als solche zerfallen, der Leib gleichsam verwesen, damit der Geist rein, frei und mächtig werde. Erst von da an halfen alle künstlichen Riegel und Bollwerke, alle Anstrengungen und Maßregeln der Orthodoxie und Staatskirchenpolitik nichts mehr, von da an drang der ächte, verklärte Geist des Pietismus unerfaßlich und unaufhaltbar ins Mark und Leben der Kirche und bereitete allmählig von innen heraus die Wiedergeburt, welche zu bewirken dem ersten, stürmischen Auftreten reformatorischen Eifers nicht gelungen war. — Wie der ältere so ist auch der heutige Pietismus gewiß ein edles Glied und vollberechtigtes Element unserer Landeskirche und es geschähe nur zum großen Schaden der Letztern, wenn sie sich je wieder ohne Noth feindselig und ausschließend gegen ihn verhalten wollte. Möge jedoch der Pietismus gleichfalls seine wahre Stellung und Aufgabe erkennen; sie hat sich seit hundert und fünfzig Jahren theil-

weise geändert, sie ist vorwiegend conservativ geworden; es gilt gegenwärtig die gute Hinterlage christlicher Wahrheit ungeschwächt und doch zugleich lebendig zu erhalten; möge er beim Verfolgen dieser Aufgabe sich vor Allem aus niemals wie sein älterer Bruder zur Partei in der Kirche oder gegen die Kirche machen, — möge er außerdem weder die Treue gegen den Glauben der Väter in bloßem Festhalten am Buchstaben kirchlicher Lehre aufgehen lassen, noch das Licht gründlicher Forschung und Wissenschaft verschmähen, ohne welches der wärmste und innigste Glaube so leicht auf falsche und dunkle Wege verschlagen wird.

